

Der Politiker im Futteral

Essay: Wie man mit Wirklichkeit und Fortschritt hadert, um sich gegen mögliche Folgen abzusichern

VON TIMO THALMANN

Ein Mann fällt dadurch auf, dass er selbst bei strahlendem Sonnenschein stets mit einem Schirm und in einem warmen wattierten Mantel ausgeht. Sprach man ihn deswegen an, sagte er, es sei schon richtig, dass im Moment die Sonne scheine, aber man wüsste ja nicht, was noch passieren könne. Plötzlich regne es, was dann? Auch trug er stets eine dunkle Brille und verstopfte seine Ohren mit Watte. „Die Wirklichkeit regte ihn auf, jagte ihm Angst ein und hielt ihn in unaufhörlicher Unruhe“, schreibt der russische Autor Anton Tschechow in seiner Erzählung „Der Mensch im Futteral“ über seine Hauptfigur Belikow.

Wenn etwas Neues genehmigt wird, findet Belikow das verdächtig. „Wenn in der Stadt ein Theaterzirkel zugelassen oder eine Teestube eröffnet wurde, so schüttelt er den Kopf und sagt leise: Dagegen ist natürlich nichts einzuwenden, alles schön und gut, wenn sich daraus nur nichts entwickelt.“ Überall sieht Belikow Dinge, die ihm Sorge bereiten. Er mag klare Regeln und Verbote.

In jeder Art von Abweichung oder Übertretung bestehender Vorschriften sieht er Unheil. Mit seiner Klage, seinem Gejammer und ewigen Geseufze, dass sich nur nichts entwickle, hatte Belikow irgendwann die ganze Stadt in seiner Hand. „Unter dem Einfluss solcher Leute begann man vor allem Angst zu bekommen“, schreibt Tschechow. Was immer man tat, Belikow könnte davon erfahren und daran Anstoß nehmen.

Am Ende der Geschichte stirbt Belikow. Er wird in ein Futteral gelegt, aus dem er nie mehr heraus muss, und darin begraben. Gut gelaunt kommt man von seiner Beerdigung zurück in der Hoffnung, dass nun alles besser wird. Doch das Leben läuft in den alten Bahnen weiter, denn Belikow war kein Einzelfall. Sehr viele weitere Menschen im Futteral seien übrig geblieben. „Und wie viele wird es noch geben?“, fragt Tschechow.

Wagenknecht nah an Belikow

Springen wir vom Erscheinungsjahr der Geschichte 1898 in die Gegenwart des Jahres 2023. Wo sind die Menschen im Futteral nach 125 Jahren geblieben? Wo äußern sie heute ihre Angst vor der Wirklichkeit, ihre futteralhaften Sorgen und Überlegungen, dass aus diesem und jenem bloß nichts entsteht und warum das eine oder andere nicht klarer geregelt, am besten verboten ist?

Vermutlich ist jeder mal ein bisschen wie Belikow und hadert mit den Zumutungen der Wirklichkeit, die ständig etwas Neues bietet, obwohl doch das Alte gut funktioniert. Das wachsende vegetari-



sche und vegane Sortiment in den Supermarktregalen zum Beispiel. Kann man ja machen, muss ich ja nicht kaufen. Aber nachher entsteht daraus noch eine Verpflichtung. Veggie day jeden Donnerstag ... Und was dann? Am besten verbieten. Dass Hafermilch offiziell nicht so heißen darf, ist wahrscheinlich ganz im Sinne Belikows.

Oder nehmen wir als anderes Beispiel Sahra Wagenknecht. Ist ihre Haltung zur Wirklichkeit nicht auch geprägt von einer dunklen Brille und Watte in den Ohren? Viele würden das sicher so sehen. Eindeutig gesichert ist ihre Angst, dass sich aus all dem Neuen irgendetwas Besorgnis-erregendes entwickelt, ein Atomkrieg etwa. Wagenknecht fände es bestimmt besser, wenn die Dinge insgesamt etwas klarer geregelt würden, am allerbesten durch eindeutige Verbote. Da ist sie ganz

nah bei Belikow.

Unklar ist noch, was genau zu verbieten wäre: Waffenlieferungen? Die Nato? Russland? Angriffskriege wird sie nicht meinen, die sind ja schon verboten. Leider halten sich nicht alle dran. Das ultimative wagenknechtsche Verbot wäre demnach wohl das Verbot, Verbote zu übertreten, nur um ganz sicherzugehen. Als Frau im Futteral ist sie der perfekte Nachfolger Belikows mit ihrem grundsätzlichen Gefühl, die Wirklichkeit entwickle sich ungenut und Verbote könnten dagegen helfen. Zudem hält sie Belikow mit Sicherheit für einen Russen und findet ihn schon deshalb sympathisch.

Wie sieht es dagegen bei den Liberalen aus? Nehmen wir mal Christian Lindner oder Volker Wissing unter die Lupe. Da sie Verbote – insbesondere im Zusammenhang mit dem Auto – tendenziell ab-

lehnen, können sie eigentlich keine Menschen im Futteral sein. Auf der anderen Seite setzen ihnen die Unbill der Wirklichkeit mindestens so zu, wie seinerzeit Belikow. Elektroautos? Da ist erst einmal nichts gegen zu sagen, alles schön und gut, aber nicht, dass daraus noch was entsteht!

Auch die CDU/CSU steckt in dieser Hinsicht im Futteral: Windräder? Neue Stromleitungen? Kann man natürlich machen, aber nicht dass daraus etwas entsteht! Bewertet man Belikows Sorge vor Veränderungen als entscheidenden Charakterzug, findet man plötzlich ganze Parteien voller Menschen im Futteral, die sich gegen allzu viel Neues stemmen.

Dabei teilen sie aber nicht Belikows und Wagenknechts grundsätzliches Unbehagen an der Wirklichkeit und am Fortschritt, ganz im Gegenteil. Viele Innova-

tionen werden schließlich freudig aufgenommen, vor allem, wenn sie – vom Privatfernsehen bis E-Fuels – in Aussicht stellen, den Status quo zu verlängern. Bieten die Futterale von Christdemokraten, Christsozialen und Liberalen doch Löcher zur Wirklichkeit?

Paradebeispiel Habeck?

Jein, sie pflegen die konservative Variante eines positiven Fortschrittverständnisses. Dabei wird jede Innovation innig willkommen geheißen, solange dadurch nicht die ganze Gesellschafts- oder auch nur die vorhandenen Besitzverhältnisse neu geregelt werden. Aber weil Elektromobilität, Verkehrs- und Energiewende sowie Klimaschutz zumindest das Potenzial haben, diese Verhältnisse zum Tanzen zu bringen, wie Karl Marx einst formulierte, reagiert man als guter Liberaler tendenziell doch lieber so ängstlich und futteralhaft wie Belikow. Nicht, dass daraus nachher noch etwas entsteht.

Und was ist mit den Grünen und ihrem belikowschen Hang zum Verbot? Ist Robert Habeck nicht geradezu das Paradebeispiel für einen Mann im Futteral, der es bevorzugt, wenn die Dinge klarer geregelt würden? Zum Beispiel ein Gesetz, das Gas- und Ölheizungen verbietet? Verbrennerautos? Auch verbieten. Die Grünen in Bremen wollen außerdem das Parken am Straßenrand verbieten. Den Grünen in Hamburg war das Einfamilienhaus mal ein Dorn im Auge. Also am besten verbieten. Wir nehmen Oma doch ihr klein Häuschen weg. Dazu noch ein Tempolimit und der belikowsche Verbotsstaat ist doch perfekt? Oder etwa nicht?

Erneut muss hier ein entschiedenes und klares Jein folgen. Belikow hat Angst vor allem Neuen, die Konservativ-Liberalen vor allem Neuen, das Gesellschaft und Besitzverhältnisse verändert, die Grünen fürchten sich in erster Linie vor allem Bisherigen. Ihre bisweilen geäußerten Verbotswünsche richten sich nicht gegen Neuerungen, sondern gegen Althergebrachtes, gegen das Gewohnte, gegen das in vielen Augen Bewährte. Kaum vermeidbar, dass sich ihre Anliegen daher gegen die tägliche Lebenswirklichkeit vieler Menschen richten. So macht man sich unbeliebt.

Belikow will nicht das Althergebrachte verbieten, sondern ganz im Gegenteil: Sein Wirken ist darauf angelegt, dass sich nur ja nichts am Bestehenden ändert. Allein die Sozialdemokraten als Traditionspartei des entschiedenen „sowohl als auch“ schaffen es übrigens, diesen Widerspruch aus Angst vor dem Neuen und Furcht vor dem Bisherigen aufzulösen: Sie sind stets dafür, das Althergebrachte abschaffen, aber immer dagegen, wenn es darum geht, Neues einzuführen. Sie erst haben Belikow überwunden.

Der neue Stolperstein an meinem Kühlschrank

Früher hat man Verlobungen ja wohl in der Zeitung bekannt gegeben, immerhin gab's dann auch mal gute Nachrichten im Blatt, zwischen all den schlechten. Die Verlobung von Benno Zwienicki aus Bremen mit Rose Markus zum Beispiel, so stand's am 11.12.1942 im „Montreal Star“ in Quebec, Kanada.

Weit weg und lange her, aber ich hatte mir nun mal in den Kopf gesetzt, das weitere Schicksal von Benno zu verfolgen, nachdem ich seinem Namen in KZ Sachsenhausen begegnet war und den Bremer Stolperstein für seine Mutter Selma aufgesucht hatte, die in der Reichskristallnacht im eigenen Haus erschossen wurde. Dank der Leserinnen und Leser dieser Kolumne, in diesem Fall von Heinz-Ulrich Kirschke von der Uni Bremen, weiß ich nun: Benno verlobte sich mit Rose. Nach dem ganzen Horror, den ich in der vergangenen Woche über das Schicksal der Zwienickis in Bremen herausgefunden hatte, finde ich das eine tolle Nachricht.

Gab es auch eine glückliche Ehe? Bestimmt! Aber der Reihe nach.

Das Haus in Bremen, Ecke Hohentorstraße/Große Sortillienstraße, mussten die Zwienickis 1939 verkauf-

fen, sie erhielten dafür 1200 Reichsmark, das reichte so gerade für die Schiffskarten nach Kanada. Der Sohn Gerd, der Bennos Freilassung aus dem KZ bewirkt hatte, bekam für die Universität Baltimore eine Zulassung, nahm wie sein Bruder Benno den Namen Wiener an und wurde promovierter Rabbiner.

Herr Kirschke von der Uni hat mir noch Links vom US-Holocaust Memorial Museum mitgeschickt, zum Beispiel sah ich ein Foto des Abschluss-Zeugnisses für Gerd aus der Oberrealschule in Bremen (da wird der Name „Swinizki“ verwendet, bestimmt war das der richtige Name des ukrainischen Vaters). Ich weiß schon gar nicht mehr, wo mein eigenes Zeugnis aus der Schule ist; überhaupt verschwindet ja heute ohnehin alles Aufhebenswerte in irgendwelchen Clouds oder liegt begraben auf Festplatten in erloschenen Computern, aber dieses Zeugnisdoku-

ment von Gerd S. vom 29. Februar 1936 existiert noch.

Auch habe ich alte Fotos der Swinizkis gesehen. Eines von 1929 vor dem Haus in der Neustadt, vor dem Fahrradgeschäft des Vaters: Benno und Gerd, beide ein großes Fahrrad haltend, dazu sieben andere

nicht-jüdische Kinder, eines davon wurde später Wachmann im KZ Bergen-Belsen.

Der unterzeichnende Prüfungsausschuss auf dem Zeugnis entließ Gerd S. übrigens mit den „besten Segenswünschen“ für das „jüdische Studium“ im Februar 1936, nachdem man schon im September 1935 die „Nürnberger Gesetze“, unter anderem mit dem „Blutschutzgesetz“ verkündet hatte. Beiglaubt wurde das Zeugnis am 29. November 1938 in Bremen, elf Tage nachdem man seine Mutter erschossen hatte.

Ich hänge mir Gerds Zeugnis

zusammen mit dem Foto jetzt als eine Art Stolperstein an den Kühlschrank. Den Hakenkreuzstempel mit der Unterschrift des Oberstudiendirektors Hackenberg schneide ich vielleicht ab.



RINKES RAUTEN
Eine Kolumne
von Moritz Rinke



1929 vor dem Haus in der Neustadt, am Fahrradgeschäft des Vaters: Benno und Gerd Swinizki (rechts) mit anderen nicht-jüdischen Kindern. Eines wurde später Wachmann im KZ Bergen-Belsen.